GENDER OPEN REPOSITORIUM

Gender in der Psychologie : Zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur

Steins, Gisela

2011

https://doi.org/10.25595/1292

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Steins, Gisela: *Gender in der Psychologie : Zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur*, in: Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2011) Nr: 29, 50-53. DOI: https://doi.org/10.25595/1292.

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Gisela Steins

Gender in der Psychologie

Zur Diskrepanz zwischen Erkenntnisstand und Implementierung in die Fachkultur

Die psychologische Grundlagenforschung hat in den letzten Jahrzehnten ein immenses Wissen zur Psychologie der Geschlechter zusammengetragen, und zwar aus allen möglichen psychologischen Perspektiven (Steins 2010). Wie hat sie das geschaffene Wissen für die eigene Fachkultur genutzt? Nach einer kurzen Darstellung zentraler Erkenntnisse der psychologischen Geschlechterforschung und genderspezifischer berufsbiographischer Muster in der Psychologie soll die Implementierung der genderbezogenen Erkenntnisse in die Fachkultur der Psychologie als Wissenschaftsdisziplin beschrieben werden.

Gender: Zentrale Erkenntnisse aus der Psychologie und rund um die Psychologie als Handlungsfeld

Die Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind klein und statistisch uninteressant. Beträchtlich und statistisch bedeutsam sind die Unterschiede innerhalb der Geschlechtergruppen. Mit anderen Worten: Die Varianz innerhalb der Frauen und Männer ist so groß, dass es zu starken Überlappungen zwischen den beiden Geschlechtergruppen kommt. Diese Verteilung von Beobachtungen und Merkmalen ergibt sich immer dann, wenn Phänomene differenziert untersucht werden. Maccoby berichtet diesen generellen Befund und verweist hier auf statistisch insignifikante Unterschiede zwischen Männern und Frauen, wenn man die Ausprägung aller möglichen psychischen Merkmale und Persönlichkeitseigenschaften betrachtet (Maccoby 2000). Lozo kann dies auch für die gesellschaftlich für Frauen besonders erwünschte Eigenschaft „Emotionalität" feststellen: Differenziert man die Befunde zu diesem Konstrukt methodisch sauber unter Ausschaltung sozialer Erwünschtheitseffekte, dann verschwinden die Unterschiede zwischen Männern und Frauen (Lozo 2010). Man kann daraus schließen, dass bisherige Befunde eher stereotyper Unterschiede Artefakte sind. Das gilt auch für weitere Eigenschaften, die normalerweise gesellschaftlich als geschlechtsspezifisch verteilt gelten, so z. B. für die Fähigkeit zum räumlichen Vorstellungsvermögen, die als männlich konnotiert gilt, oder verbale Geschicklichkeit, die als weiblich gilt. Für diese beiden Fähigkeiten zeigen Hirnstein und Hausmann, dass es die Aktivierung eines geschlechtsspezifischen bedrohlichen Stereotyps ist (stereotype threat), das unter Laborbedingungen zu erwarteten Leistungsunterschieden führt, die aber verschwinden, wenn diese Stereotype nicht aktiviert sind (Hirnstein & Hausmann 2010). Frauen und Männer sind gleicherweise begabt für räumliches Vorstellungsvermögen und sind auch gleicherweise verbal geschickt; Unterschiede werden nur für sehr spezifische Leistungstests unter spezifischen Bedingungen gefunden. Generell zeigt die psychologische Forschung, dass bislang keine klaren Aussagen darüber getroffen werden können, ob geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede einen Hinweis auf unterschiedliche Verarbeitungsmechanismen liefern. Wenn es geschlechtsspezifische Unterschiede gibt, dann sind sie in der Regel das Produkt aus psychologischen Prozessen (z. B. Selbstwirksamkeit einer Person), sozialen Faktoren (wie beispielsweise das Stereotype threat) und biologischen Prozessen, wobei bis heute unklar ist, wie Sexualhormone die kognitive Leistung verändern können sollten.

Zusammenfassend kann man sagen, dass die psychologische Geschlechterforschung, sofern sie differenziert ist, immer wieder zu dem Schluss kommt, dass es eher die Einstellungen, Werte und internalisierten Normen sind, die mit Verhaltensweisen zusammenhängen, und weniger die Kategorie Geschlecht als solche. Obwohl die Geschlechter die gleichen Fähigkeiten haben und so auch über vergleichbares Potenzial verfügen, schätzen sich Männer und Frauen jedoch systematisch unterschiedlich ein. Was in der objektiven Realität an Gleichheit zu finden ist, wird in der subjektiven Realität der Geschlechterkonstruktionen nicht abgebildet.

Schon Kinder wissen und können es genau benennen, was in unserer Gesellschaft von einer typischen Frau bzw. einem typischen Mann erwartet wird, und haben dies bereits im Grundschulalter internalisiert (Altstötter-Gleich 2004). Dementsprechend schätzen sie sich auch in geschlechtstypischen Fähigkeiten, d. h. in Fähigkeiten, zu denen geschlechtsspezifische Leistungsunterschiede erwartet und damit konstruiert werden, erwartungskonform ein, sofern sie konventionelle

Standards übernommen haben (Forsyth 2004). Bei der Gestaltung dieser subjektiven Realität ist auffällig, dass Jungen sich durchschnittlich überschätzen, während Mädchen sich durchschnittlich unterschätzen. Auch bei diesem starken Trend ist zu beachten, dass es natürlich auch andere Muster gibt. Bei Selbstüberschätzung ist Selbstkritik eher unwahrscheinlich und damit auch vermehrte Anstrengung auf einem Gebiet. Bei Selbstunterschätzung ist Selbstkritik möglich und damit auch vermehrte Anstrengung, jedoch auch bei ungünstigen Zuschreibungsmustern Hilflosigkeit (Smaxwil 2008; Hannover 2010). Positive Emotionen gehen eher mit Selbstüberschätzungen einher, aber auch Emotionen wie Ärger, Wut, Aggression, wenn andere der positiven Einschätzung nicht zustimmen. Aus attributionstheoretischer Perspektive ist eine realistische Selbsteinschätzung wünschenswert, um sich angemessen weiterentwickeln zu können, aber das fällt Jungen wie Mädchen gleicherweise eher schwer (Smaxwil 2008).

Deswegen erscheint es nur logisch, dass Mädchen besser in der Schule sind, bessere Noten bei Studienabschlüssen haben, d. h. in ihrer schulischen und akademischen Leistung durchschnittlich ihren männlichen Zeitgenossen überlegen sind, wie Metaanalysen auf der Basis von Studien seit 1924 zeigen (Stainton Rogers & Stainton Rogers 2004). Für den weiteren Lebensweg wurde jedoch folgendes paradoxes Phänomen aufgedeckt: Aus den durchschnittlich erfolgreichen Mädchen werden im Durchschnitt auffallend häufig junge Frauen, die sich in ihrem beruflichen Werdegang weniger zutrauen und Berufe wählen bzw. glauben, wählen zu müssen, die gesellschaftlich ein geringeres Prestige aufweisen, was sich in Aufstiegschancen und Einkommen niederschlägt. Bei Männern verläuft der berufliche Erfolg proportional zu ihrer Bildungskarriere, bei Frauen disproportional. Mädchen haben zwar die besseren Bildungsabschlüsse, aber Bildung macht sich bei ihnen berufsbiographisch nicht bezahlt (Steins 2008).

Das ist in der Psychologie genauso wie in anderen Berufsfeldern zu finden. Die Psychologie gilt aufgrund ihres Interesses am Menschen thematisch als weibliche Wissenschaft (Betz & Fitzgerald 1987) und seit den achtziger Jahren ist sie es auch, was die Anteile der Studierenden angeht; der Anteil der weiblichen Studierenden ist beträchtlich gestiegen, steht aber wie in anderen wissenschaftlichen Disziplinen auch in einem auffallenden Missverhältnis zum Anteil der Habilitationen und Professuren (Billmann-Mahecha 2010). Auch außerhalb der Forschung ergeben sich geschlechtssegregierte Arbeitsverhältnisse in der Psychologie (Grote, Hoff, Wahl & Hohner 2001). Horizontal segregiert sind die Geschlechter durch die auffallend diskontinuierlich verlaufende berufliche Biographiegestaltung der Frauen, die, Familie und Beruf vereinbarend, weitaus häufiger als ihre männlichen Kollegen den jahrelangen Ausstieg aus ihren Berufen wählen und dann als Teilzeitkräfte mit vergleichsweise niedrigerem Einkommen und schlechteren Aufstiegschancen in psychologischen Handlungsfeldern arbeiten (Hoff, Dettmer, Grote & Hohner 2002). Aber auch vertikale Segregation finden wir in der Psychologie als Arbeitsmarkt: In den prestigeträchtigen Feldern arbeiten überproportional häufig Männer und insgesamt finden wir häufiger Männer in Führungspositionen. Die weibliche Wissenschaft Psychologie ist also nicht ganz so weiblich: Ihr Wissen wird hauptsächlich durch männliche Akteure geschaffen und ihre Handlungsfelder werden vornehmlich durch männliche Psychologen bestritten.

Die Psychologie hat interessantes empirisch fundiertes Wissen geschaffen darüber, wie Lehr-Lernprozesse gendergerecht gestaltet werden können. So wissen wir aus der Sprachpsychologie, dass gendergerechte Sprache nicht nur politisch korrekt ist, sondern durchaus eine wissenschaftliche Berechtigung hat: In der Tat repräsentieren wir mental eher das Geschlecht, das auch explizit genannt wird und vernachlässigen das nicht Genannte in unserem Denken (Nothbaum & Steins 2010). Wir wissen auch, dass die Art und Weise der Inhaltsvermittlung eine entscheidende Rolle dafür spielt, ob bei Männern und Frauen geschlechtsspezifische Stereotypen entstehen oder nicht. Das minimal-group-Paradigma z. B. verdeutlicht, dass Menschen dazu neigen, größere Gruppen nach einem fast beliebigen Merkmal, das sichtbar sein muss, in Gruppen einzuteilen und dann die Unterscheide zwischen diesen Gruppen zu akzentuieren und in der eigenen Gruppe Gemeinsamkeiten herzustellen. Sie konstruieren eine soziale Realität, die der objektiven nicht entspricht und handeln dann nach den Gesetzen dieser sozialen Realität (Forsyth 2004). So kann auch das Stereotyp threat erklärt werden: Wenn ein geschlechtsspezifisches Stereotyp aktiviert ist wie z. B. „Frauen haben ein schlechtes räumliches Vorstellungsvermögen", dann ist es wahrscheinlich, dass Frauen in entsprechenden Tests versagen, umgekehrt trifft das auch auf männliche Stereotype zu (Männer sind nicht verbal geschickt). In Lehr-Lernkontexten sollten deswegen Geschlechtsstereotype nicht aktiviert werden. So ist Genderkompetenz nicht eine politisch korrekte Worthülse, sondern eine notwendige Kompetenz aller Lehrenden, denn sie enthält auch die empirisch berechtigte Aufforderung an Lehrende, die eigenen Stereotype zu hinterfragen

und sie nicht bei anderen zu aktivieren. Auch Monoedukation ist vor dem Hintergrund der Ergebnisse zu dieser Forschung kritisch zu betrachten: Sie kann nur dann gewinnbringend für die beteiligten Lernenden sein, wenn die Lehrumgebung frei von Geschlechterstereotypen ist (Hirnstein & Hausmann 2010). Ein letzter Punkt, den wir als gesichert gelten lassen können für gendergerechte Lehre, besonders in der Welt der Erwachsenen: Gelernt und gelehrt werden kann dort am besten, wo auch familienfreundliche Rahmenbedingungen herrschen (Halpern 2008; Steins 2004). Sonst wird Bildung, besonders in der zweiten Sozialisationsphase, immer mehr zu einem Gut für kinderlose Menschen und geht somit der Gesellschaft, die durch eine nachwachsende Generation lebt, stetig verloren.

Implementierung der Erkenntnisse in die Fachkultur

Psychologische Fachinhalte sind nicht frei von Geschlechterstereotypen. Besonders soziobiologische Inhalte, die seit den achtziger Jahren immer stärker in der Psychologie Fuß gefasst haben, transportieren häufig unkritisch kommentiert traditionelle geschlechtsspezifische Inhalte. Trotz aller berechtigten Kritik an den empirischen Methoden der Soziobiologie wird diese als wichtige Theorie in nahezu alle psychologischen Teildisziplinen transportiert (Stainton Rogers & Stainton Rogers 2004).

Auch ist es möglich, Psychologie zu studieren, ohne sich jemals mit Genderforschung auseinandergesetzt zu haben. Gender als Thema ist im Psychologiestudium nicht curricular verankert; an der Soziobiologie kommt man jedoch nicht vorbei. Noch gibt es keine Forschung dazu, wie soziobiologische Inhalte bei den Studierenden rezipiert werden. Eigentlich müssten sie nach psychologischem Erkenntnisstand Geschlechterstereotype aktivieren und damit die bekannten Fähigkeitseinschätzungen bei Männern und Frauen auslösen. Das ist besonders im Fach Psychologie tragisch, denn Statistik und Mathematik ist für die Psychologie als Wissenschaft wichtig (Hannover & Rau 2010).

Die Psychologie setzt in ihrer Lehre also einen großen Teil ihres eigenen Wissens nicht um, insofern sie selber Geschlechtsstereotype sowohl transportiert als auch aktiviert. Dies auch noch in sexistischer Schreibweise: Die meisten Lehrwerke, auch hochschuldidaktische Lehrwerke, verzichten zugunsten ästhetischer Argumente auf eine gendergerechte Sprache. Dazu kommt: In keinem hochschul- oder schuldidaktischen Werk wird explizit auf das Thema Gender eingegangen (Steins 2011).

Fazit

Die wissenschaftliche Psychologie hat eine Menge zu sagen zur Entwicklung einer geschlechtsspezifischen Identität und sehr gute Techniken entwickelt, welche die Selbstwirksamkeit eines Individuums stärken, die schon vielen Jungen und Mädchen zu Gute gekommen sind (Tollefson 2000; Ziegler & Heller 1998). Sie weiß, wie wichtig es ist, dass Individuen sich realistisch einschätzen können und Selbstwirksamkeit entwickeln. Bei der Ausbildung ihres eigenen Nachwuchses verzichtet sie auf die Anwendung dieses Wissens. Dies ist ein Missstand, der zu vielen Forschungsfragen Anlass gibt: Warum existiert diese Diskrepanz zwischen Wissen und Implementierung in die Fachkultur? Wie kann die Diskrepanz überwunden werden? Würden Studierende der Psychologie von Gender als curricular verpflichtendem Baustein in ihrer berufsbiographischen Gestaltung profitieren? Wie sieht es mit anderen Fächern aus? Konkreter gefragt: Wird eine Studentin, die sich differenziert mit Gender beschäftigt hat und so mit Realitätskonstruktionen und individueller Freiheit, später eine asymmetrische Beziehung zu einem Partner hinnehmen und damit ökonomische Beschränkungen sowie solche ihrer eigenen beruflichen Weiterentwicklung? Meine Hypothese: Nein! Wird ein Student nach einer differenzierten Beschäftigung mit psychologischer Genderforschung seine traditionellen Maskulinitätsvorstellungen behalten? Meine Hypothese: Nein!

Literatur

- Altstötter-Gleich, Christine (2004): Expressivität, Instrumentalität und psychische Gesundheit. Ein Beitrag zur Validierung einer Skala zur Erfassung des geschlechtsrollenbezogenen Selbstkonzepts. In: Zeitschrift für Differentielle und Diagnostische Psychologie, 25, 123–139.
- Betz, Nancy E. & Fitzgerald, Louise F. (1987): The career psychology of women. Orlando, Florida, Academic Press.
- Billmann-Mahecha, Elfriede (2010): Die Beteiligung von Frauen an der Entwicklung der wissenschaftlichen Psychologie – ein historischer Rückblick. In: Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 395–408.
- Grote, Stefanie, Hoff, Ernst-H., Wahl, Anja & Hohner, Hans-Uwe (2001): Unterschiedliche Berufsverläufe, Berufserfolg und Lebensbedingungen von Frauen und Männern in zwei hochqualifizierten Berufen. In: Hildebrand-Nilshon, Martin, Hoff, Ernst-H. & Hohner, Hans-Uwe

(Hrsg.): Berichte aus dem Bereich „Arbeit und Entwicklung" am Institut für Arbeits-, Organisations- und Gesundheitspsychologie an der FU Berlin, Nr. 16.
- Halpern, Diane F. (2008): Nurturing careers in Psychology: Combining work and family. In: Educational Psychology Review, 20, 57–64.
- Hannover, Bettina (2010): Sozialpsychologie und Geschlecht: Die Entstehung von Geschlechtsunterschieden aus der Sicht der Selbstpsychologie. In Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, 27–42.
- Hannover, Bettina & Rau, Melanie (2010): Geschlechtergerechte Instruktion am Beispiel der Statistik-Lehre im Psychologiestudium. In Spie, Christiane, Schober, Barbara, Wagner, Petra, & Reimann, Ralph (Hrsg.): Bildungspsychologie. Göttingen, Hogrefe, S. 406–409.
- Hirnstein, Marco & Hausmann, Markus (2010): Kognitive Geschlechtsunterschiede. In Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, 69–86.
- Hoff, Ernst-H., Dettmer, Susanne, Grote, Stefanie & Hohner, Hans-Uwe (2002): Formen der beruflichen und privaten Lebensgestaltung. In: Hildebrand-Nilshon, Martin, Hoff, Ernst.-H. & Hohner, Hans-Uwe (Hrsg.), Berichte aus dem Bereich „Arbeit und Entwicklung" am Institut für Arbeits-, Organisations- und Gesundheitspsychologie an der FU Berlin, Nr. 17.
- Lozo, Ljubica (2010): Emotionen der Geschlechter: Ein fühlbarer Unterschied? In Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften, S. 43–54.
- Maccoby, Eleanor (2000): Psychologie der Geschlechter. Stuttgart: Klett-Cotta.
- Nothbaum, Norbert & Steins, Gisela (2010): Nicht sexistischer Sprachgebrauch. In Steins, Gisela (Hrsg.): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, S. 409–415.
- Smaxwil, Julia (2008): Geschlechtsspezifische Lern- und Motivationsprozesse – Lernen Mädchen anders als Jungen?. In Steins, Gisela (Hrsg.): Geschlechterstereotype in der Schule – Realität oder Mythos? Anregungen aus und für die schulische Praxis. Berlin, Pabst Science Publishers, 42–63.
- Stainton Rogers, Wendy & Stainton Rogers, Rex (2004): The Psychology of Gender and Sexuality. Oxford, Open University Press.
- Steins, Gisela (2004): Arbeitsplatz Universität. Grundhaltungen gegenüber jungen Wissenschaftlerinnen und ihre Konsequenzen. In: Forschung & Lehre, 8, 440–441
- Steins, Gisela (2008): Identitätsentwicklung. Lengerich: Pabst Science Publishers.
- Steins, Gisela (2010): Handbuch Psychologie und Geschlechterforschung. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften.
- Steins, Gisela (2011): Geschlechterforschung und Psychologie als Wissenschaftsdisziplin. In Kampshoff, Marita & Wiepcke, Claudia (Hrsg.), Handbuch Geschlechterforschung und Fachdidaktik. Wiesbaden, Verlag für Sozialwissenschaften (im Druck).
- Tollefson, Nona (2000): Classroom applications of cognitive theories of motivation. In: Educational Psychology Review, 12, 63–83.
- Ziegler, Albert & Heller, Kurt A. (1998): Motivationsförderung mit Hilfe eines Reattributionstrainings. In: Psychologie in Erziehung und Unterricht, 44, 216–229.

Kontakt und Information
Prof. Dr. Gisela Stein
gisela.stein@uni-due.de